

## **Verbundenheit und Ausbeutung – Überlegungen zu einer postindustriellen Rückkehr zur Natur**

So alt die Klage über den Lärm auch sein mag, in den letzten Jahrzehnten ist sie lauter geworden. Aber was will eigentlich, wer diese Klage erhebt? Dass eine bestimmte Dezibel-Marke nicht überschritten wird, egal woher das aufdringliche Geräusch kommt? Dass die schlimmsten Nervensägen, Laubbläser etwa, aus dem Verkehr gezogen werden? Oder träumt der Lärmgeplagte von einer Umwelt, in der es so still ist, dass er nur sich selber hört?

Wie die Dinge stehen, wird sich kaum einer dieser Wünsche erfüllen, am wenigsten natürlich die Vision von der vollständigen Abwesenheit aller Fremdgeräusche. Wenn nämlich Stille etwas nicht ist, dann lautlos.

Solange es gibt, was wir Natur nennen, werden auch dann Schallwellen an unser Ohr dringen, wenn nirgendwo Maschinen surren, brummen und dröhnen oder Menschen reden, singen und lärmern – wird das Meer rauschen, der Bach plätschern, der Wind die Blätter bewegen oder ums Haus heulen, werden Tiere mähen und muhen, wiehern, grunzen, pfeifen, quaken, miauen, bellen, hämmern, schnattern, zischen, zwitschern, tirillieren. Gerät man mal in einen der selten gewordenen Landstriche, in die keine Zivilisationsgeräusche mehr hindringen, so wird einem schnell klar, dass die ‚stumme Kreatur‘ ziemlich laut sein kann. Selbst das Leben in der Großstadt ermöglicht solche Erfahrungen – dann etwa, wenn wir an einem Frühjahrstag viel zu früh aufgewacht sind und von irgendwoher eine Nachtigall hören, weil das urbane Klangspektrum noch nicht vom Berufsverkehr beherrscht wird.

Den meisten von uns dürfte der Gesang einer Nachtigall sympathischer sein als die wummernden Bässe aus den Musikanlagen vorbeifahrender Autos. Aber selbst solche Wohllaute pflegen zum Störfaktor zu werden – wenn man schlafen will. Wie es scheint, wollen wir auf den akustischen Eigensinn der kreatürlichen Welt aber trotzdem nicht verzichten. Der „stumme Frühling“, den der gleichnamige Bestseller der amerikanischen Umweltaktivistin Rachel Carsons zum geflügelten Wort machte, gilt keineswegs als verheißungsvolle Utopie, sondern als Schreckensszenario, geradezu als Ruhe vor dem Sturm der apokalyptischen Reiter. Warum eigentlich? Warum sehen wir den Vögeln, den Fröschen und den Zikaden ihre akustische Aufdringlichkeit nach, während uns eine Motorsense auf die Palme bringt? Weil wir deren Lärm für gottgegeben halten und uns deshalb mit ihm

abgefunden haben? Weil wir uns ohne die Tiere, die der biblische Gott seinem Adam tröstlich zur Seite stellte, allzu einsam fühlen würden? Weil wir uns nach wie vor für einen Teil der Natur halten, wir also gleichsam die Lieder unserer Heimat verlieren würden?

Dass sich der Mensch mit Flora und Fauna derart tief verbunden fühlen soll, ist für viele schwer zu glauben. Aus dem Blickwinkel der philosophischen Anthropologie betrachtet, ist der Mensch ja das einzige Lebewesen, das nicht auf eine bestimmte Umwelt geprägt und angewiesen ist. Frei von Habitat-Bindungen sind ihm die naturräumlichen Kontexte, in denen er lebt, egal, könnte er sich überall wohl fühlen, notfalls auch auf dem Mars. Darüber hinaus haben wir es gelernt, stolz zu sein auf eine kulturelle Entwicklung, die uns von den Bevormundungen seitens der Natur befreit hat. Zugleich ist die antiquiert klingende Thematik aber auch höchst aktuell, verweist sie doch auf eine der Schlüsselfragen des 21. Jahrhunderts: „In welcher Beziehung wollen wir zum Rest jener Natur stehen, die wir so erfolgreich aus unserem Lebensalltag verdrängt haben und die doch in dieser oder jener Form zurückkehrt.“ Gewiss: in einer Zeit, in der die technokratische Avantgarde darauf spekuliert, das Bewusstsein vom biologischen Körper abzukoppeln und damit das Individuum unsterblich zu machen, wirkt die Annahme einer unauslöschlichen Verwurzelung im Reich der Natur anachronistisch, wenn nicht sogar reaktionär. Wer an eine solche glaubt, hat die Empirie ohnehin nicht gerade auf seiner Seite: Zwar steht der freizeitmäßige Naturkonsum höher denn je im Kurs und unterhalten viele Zeitgenossen Beziehungen zu ihren Haus- und Schoßtieren, die an emotionaler Tiefe kaum zu überbieten. Zugleich pflegen wir aber einen Lebensstil, der nur mit der radikalen Ausbeutung unserer natürlichen Umwelt zu haben ist. Und was unsere sogenannten ‚Nutztiere‘ anbelangt, so haben wir uns an eine Praxis gewöhnt, in der diese als Sachen behandelt werden - als biologische Ressourcen für die Fleischindustrie etwa, oder als Milch- und Eierproduzenten, die man in Ställen einpfercht, die nach den Kriterien der wirtschaftlichen Rentabilität konzipiert sind, und nicht nach denen des Tierwohls. Wie ist es möglich, dass sich so viele Menschen als Naturfreunde bezeichnen und zugleich darüber hinwegsehen, wie Schweine, Rinder, Puten, Gänse und Hühner behandelt werden, bevor sie auf den Tisch kommen? Wie ist es möglich, dass sich Hundeliebhaber Möpfe oder englische Bulldoggen zulegen, Zombieprodukte einer systematischen Qualzucht, die aufgrund ihrer Kurzköpfigkeit nicht einmal richtig atmen können? Oder anders gefragt: Welchen Sinn macht es, ein libidinöses Band zu Flora und Fauna zu unterstellen, wenn es so schwach ist, dass

allenfalls das eigene Haustier davon profitiert? Ist unser Vertrauen auf die kapitalistische Weltordnung nicht der schlagende Gegenbeweis zur These von der existenziellen Bedeutsamkeit der Naturbeziehung? Schließlich ist hier die ursprünglich auf Mater, auf Mütterlichkeit, verweisende „materielle“ Welt nichts anderes als Rohstoff und frei verkäufliche Ware.

Wer von einer emotionalen Grundierung des Mensch/Naturverhältnisse ausgeht, sieht sich in der Tat einigem Begründungsdruck ausgesetzt: Er muss zeigen, dass uns mit dem Reich des Organischen mehr gegenübersteht als eine unbeseelte Gegenstandswelt, die zur freien Selbstbedienung einlädt, muss zeigen, was die unterstellte Zusammengehörigkeit von Mensch und Natur eigentlich bedeutet und ob sie uns letzterer gegenüber zu etwas verpflichtet. Ob es beispielsweise in Ordnung sein kann, nur die Achseln zu zucken, wenn die Biomasse der Insekten in Deutschland in 27 Jahren um 78 Prozent abgenommen hat; wenn man durch den Fleischeinkauf im Supermarkt eine Massentierhaltung unterstützt, die den natürlichen Bedürfnissen der Tiere spottet, oder wenn man sich in einem Feinschmecker-Restaurant einen Hummer bestellt, von dem man weiß, dass er bei lebendigem Leibe in kochendes Wasser geworfen wird?

Die Annahme, in Bezug auf unseren Umgang mit Flora und Fauna einen klaren Trennungsstrich zwischen richtigem und falschem Verhalten ziehen zu können, ist freilich illusionär. Umso eindringlicher sollen hier die Fragen gestellt werden, für die keine endgültigen Antworten in Sicht sind – Fragen, die längst auch Einzug ins öffentliche Bewusstsein gefunden haben. Nicht zufällig hatte das in Bayern lancierte Volksbegehren „Artenvielfalt – rettet die Bienen“ beispiellosen Erfolg: Die Schlange vor dem Münchner Rathausbüro, in dem die Unterschriftenlisten auslagen, reichte tagelang bis zur Mariensäule hinaus. Ein deutliches Signal, dass heute wichtig genommen wird, was noch vor zwanzig Jahren nur eine kleine Minderheit interessierte.

Versucht man die Mensch-Natur-Beziehungen näher zu konturieren, so liegt es nahe, bei den sogenannten ‚höheren Tieren‘ anzusetzen. Affen, Pferde, Kühe, Schafe, Ziegen, Hunde und Katzen stehen uns emotional ja näher als Amphibien, Käfer, Insekten, Flechten, Pilze und die restliche organische oder gar die anorganische Natur. Ausnahmen wie die durch Kinderfilme befeuerte Sympathie für die Bienen bestätigen die Regel. Es bleibt nunmal schwierig, sich in einen Tausendfüßler hineinzusetzen, sich in einer Motte wiederzuerkennen oder einem

Baum in die Augen zu schauen. Was immer auf dem Land lebende Wirbeltiere sonst noch auszeichnen mag, sie besitzen auch die Fähigkeit sich deutlich vernehmbar zu artikulieren, was sie uns – im Unterschied zu den stummen Fischen etwa - verwandt erscheinen und sie womöglich sogar verstehen lässt. Mittels ihrer Stimmorgane rufen sie sich uns gewissermaßen in Erinnerung. Man muss die Vögel im Garten gar nicht sehen, allein schon ihre akustische Präsenz kann uns den Gedanken nahelegen, dass wir Teil einer Lebensgemeinschaft sind, die weit größer ist als die menschliche - dass wir einem erdumspannenden Biotop angehören, zu dem wir vielfältigste Beziehungen unterhalten, die die kalte Distanz des instrumentellen Denken transzendieren.

Hier pflegt man natürlich unterschiedlicher Meinung zu sein. Weil sich viele Tiere zwar lautstark artikulieren, uns aber trotzdem keine Auskunft darüber geben, was genau in ihnen vorgeht, lässt sich viel spekulieren, aber auch grundsätzlich bestreiten, dass das irgendwas mit uns zu tun hat, sich irgend davon etwas verstehen und nachempfinden lässt.

Handelt es sich bei dem, was wir hier hören, um Betriebsgeräusche von Bioautomaten, oder um Formen der Kommunikation, die sich in menschliche Sprache zurückübersetzen lassen? Haben wir es gar mit Botschaften zu tun, die auf eine Innenwelt ihres Absenders schließen lassen, auf souveräne Individuen, die sich ausdrücken, ihre Wünsche und Befindlichkeiten mitteilen, uns in eine Welt hineinziehen, die ihre und zugleich auch unsere ist? Sagen sie uns also etwas, auch wenn sie nicht zu sprechen vermögen?

Für den Poeten in uns eine schöne Vorstellung. Unsere wissenschaftliche Sozialisierung mahnt aber zur Vorsicht: Für Zeitgenossen, die animistische Vorstellungen für esoterischen Unsinn halten, ticken unter der hübschen Oberfläche eines Singvogels oder eines Eichhörnchens jedenfalls nur molekulare Uhrwerke, die von ihrer genetischen Software ferngesteuert werden. Zudem weiß jeder, der ein paar Semester Philosophie studiert hat oder einfach nur belesen ist, dass **wir** es sind, die mittels unseres Verstandes und unseres Vorstellungsvermögens Schönheit und Bedeutung in die materielle Welt hineinlegen. Und dass ausschließlich der Mensch ein Selbstbewusstsein besitzt, ein reiches emotionales und geistiges Leben führt, nicht festgelegt ist auf Instinktreaktionen, sich also als handlungsfähiges und zukunftsorientiertes Individuum begreifen kann, als Person, die sich ihrer Bedürfnisse bewusst ist und diese zu artikulieren vermag.

Aber entspricht dergleichen noch dem Stand der Wissenschaft? Dürfen wir uns für die einzigen Lebewesen dieses Planeten halten, die ein emotionales und kognitives Innenleben haben, planend und interagierend mit ihrer Umwelt in Beziehung treten?

Bevor man nach Belegen für höhere Eigenschaften und Kompetenzen der Tiere Ausschau hält, lohnt es sich, die Frage erstmal andersherum zu stellen: Wie konnte man eigentlich auf die Idee kommen, dass die nichtmenschliche Kreatur lediglich Epiphänomen und Rohstoff ist, der seelenlosen Materie zugeschlagen werden kann? Etymologisch kommt der Begriff animal, animalisch, ja von anima, Seele.

Natürlich darf man davon ausgehen, dass die Abwertung ein kulturelles Produkt ist - das Relikt von Denkepochen, in denen wir uns wie selbstverständlich ins Zentrum des Universums gesetzt hatten. Die Vorstellung von der Dinghaftigkeit der nichtmenschlichen Natur dürfte sich in erster Linie unserer geistesgeschichtlichen DNA verdanken: philosophischen und theologischen Setzungen, die unser Weltbild seit Jahrhunderten geprägt haben und noch immer prägen.

Am Anfang dieser Entwicklung steht die aristotelische Philosophie. War Platon noch von einer Seelenverwandtschaft mit den Pflanzen ausgegangen so spricht sein Schüler Aristoteles diesen bereits jegliche Empfindungsfähigkeit ab. In seinem Hierarchiemodell der Lebewesen haben Tiere und Pflanzen kein Eigenrecht mehr, sondern sind nur noch für die an der Spitze der Lebenspyramide stehenden Menschen da. Die Stoiker verschärfen seine Position und sprechen in Bezug auf die Flora erstmals von „automatos“. Pflanzen gelten jetzt als seelenlose Automaten, die von der Natur gesteuert werden, eine Annahme, die von den Denkern des Mittelalters mit ganz wenigen Ausnahmen fortgeschrieben wird und sich bis in die Neuzeit zieht. René Descartes schließt dann noch die Tiere aus dem Kreis des Beseelten aus und legitimiert damit die Vivisektion – das medizinische Aufschneiden der Tiere ohne jede Betäubung:

*“Tiere sind nichts anderes als Maschinen, ... bewegen sich nach rein mechanischen Gesetzmäßigkeiten, ... sind gefühllos wie Metall und verspüren keinen Schmerz. Forschergeist darf sie bedenkenlos erkunden, darf Organ für Organ demontieren, gerade so wie der Uhrmacher das Räderwerk einer Uhr. Brennt man ihre Haut mit glühenden Eisen, dann winden sie sich zwar, schneidet man mit einem Skalpell in ihr*

*Fleisch, dann schreien sie zwar, aber da ist kein wirkliches Empfinden. Ihre Schmerzensschreie bedeuten nicht mehr als das Quietschen eines Rades.*

Der erkenntnistheoretische Subjektivismus eines Immanuel Kant gibt sich deutlich zurückhaltender. Bei genauerem Hinsehen zeigt sich jedoch, dass auch dieser die Vorurteile des anthropozentrischen Weltbilds bestätigt: Dass hienieden alles von den vermeintlichen Ebenbildern Gottes ausgeht und auf diese bezogen bleibt, dass alles, was nicht denken und sprechen kann, auch keine Stimme hat, dass Verpflichtungsgefühle gegenüber der bloß materiellen Welt irrational wären, keine triftigen Gründe beizubringen sind, warum wir irgend davon etwas ähnlich ernst nehmen sollten wie uns selbst. Tiere schlecht zu behandeln war zwar auch für den Meisterdenker aus Königsberg verwerflich - aber nur, weil er annahm, dass dies zu einer Verrohung der Sitten führen würde, die negativ auf die zwischenmenschliche Praxis zurückschlagen könnte. Die Rücksicht galt also nicht den Tieren selbst. Aus dem Blickwinkel der kantischen Philosophie sind sie lediglich Übungsmaterial für den rücksichtsvollen Umgang mit dem Menschen, der als Vernunft- und Geistwesen alle Rechte für sich beanspruchen kann.

Von den wenigen der großen deutschen Denker, die das damals anders sahen, war Arthur Schopenhauer der prominenteste. Der philosophische Alleingänger, Misanthrop und Hundefreund insistierte, dass Tiere um ihrer selbst willen geschützt werden müssen, weil sie „im Wesentlichen dasselbe sind wie wir selbst“ und blieb auch damit ungehört, auf kontinentalem Boden jedenfalls.

Wirkmächtiger war der angelsächsische Utilitarismus, der schon lange vor Schopenhauer mit den selbstgefälligen Rasonnements der Vernunftethik gebrochen hatte. Jeremy Bentham 1789:

„Ein voll ausgewachsenes Pferd [...] oder ein Hund ist unvergleichlich verständiger und mitteilbarer als ein einen Tag oder eine Woche alter Säugling oder sogar als ein Säugling von einem Monat. Doch selbst wenn es anders wäre, was würde das ausmachen? Die Frage ist nicht: können sie verständig denken? oder: können sie sprechen? sondern: können sie leiden?“

Bentham und seinen Kollegen kommt das unschätzbare Verdienst zu, den Tierschutzgedanken in unsere Rechtsvorstellungen verankert zu haben. In der Praxis scheint das aber kaum etwas verändert zu haben, abgesehen davon, dass sich strafbar macht, wer ohne Not grausam zu Tieren ist. Wie wenig das hierarchische Weltbild zur Disposition gestellt wurde, lässt sich dem

philosophischen Schlüsselwerk des frühen 20. Jahrhunderts entnehmen – Heideggers ‚Sein und Zeit‘, ein Werk, das den Anspruch einer Fundamentalontologie zwar nicht einlösen kann, immerhin aber eine profunde Analyse des modernen Alltagsbewusstseins liefert. Für dieses ist der Wald Forst, Wasser Wasser auf den Mühlen, sind Tiere Vieh, hat die nichtmenschliche Welt den Status von ‚Zeug‘, das zum Gebrauch und Verbrauch vorgesehen ist, das in Verwendung zu nehmen nicht die geringsten Skrupel erzeugt. Die ethische Umweltbeziehung ist in hohem Maße unselbstverständlich und der Mensch ein homo faber, dem emotionale Anwendungen in Bezug auf die ‚Sachwelt‘ fremd sind.

Allzuviel scheint sich in den letzten hundert Jahren nicht verändert zu haben. Noch immer trifft man auf Zeitgenossen, die einen seltsam anschauen, wenn man von miteinander kommunizierenden Bäumen, sich um ihre Fortexistenz sorgenden Tieren und der unauflöselichen Verschränkung von Mensch und Natur spricht – oder gar von einer Leidens- und Schicksalsgemeinschaft alles Lebendigen. Wer unseren Mitgeschöpfen ein ausgeprägtes Empfindungsvermögen, je eigene Interessen und andere Personeneigenschaften zuschreibt, gilt ihnen als jemand, der sich den Grundfesten des aufgeklärten Bewusstseins verweigert – die beruhigende Tatsache leugnen will, dass der Mensch im Universum des Lebens eine Sonderstellung besitzt, das Nonplusultra der Evolution darstellt und mit dem, was da sonst noch krecht und fleucht, keine tiefere Verbindung hat.

Es handelt sich um jenen kollektiven Dünkel, den der australische Philosoph und Tier-Ethiker Peter Singer seit langem als ‚Speziezismus‘ geißelt, als Ausdruck einer angemessenen Überlegenheit gegenüber allem, das nur Natur ist. In seinem 1975 erschienenen Buch ‚Animal Liberation‘ hat er die systematische Diskriminierung, Geringschätzung und Ausbeutung von Tierarten aufgrund eines vermeintlichen Vorranges der eigenen Spezies beschrieben – und sich damit nicht nur Freunde gemacht.

Dabei meint der Begriff kein gelegentliches moralisches Versagen Einzelner, sondern die prägende Haltung moderner Gesellschaften, eine Engführung unserer moralischen Vorstellungen, die sich im kollektiven Bewusstsein sedimentiert hat. Warum für viele der Widerstand gegen die Singersche Öffnung der Ethik so groß ist, ist klar: Nach der kosmologischen, der evolutionsbiologischen und der psychoanalytischen Kränkung mutet sie dem Menschen eine weitere zu – den Verlust des Glaubens an seine Einzigartigkeit, daran,

dass nur wir ein emotionales Innenleben besitzen, das Privileg eines Bewusstseins haben, oder kurz: dass auch die Tierwelt einer ethischen Inblicknahme bedarf.

Auch die Zunft der Biologen hat sich nicht gerade beeilt, ein differenzierteres Bild zu zeichnen. In den 1960er und 1970er Jahren waren es Außenseiter, die teilweise nicht einmal eine akademische Ausbildung hatten, die sich für das Innenleben der Tiere und deren intellektuelle Fähigkeiten zu interessieren begannen. Erst nach und nach, mit steigender Evidenz, sind solche Fragestellungen in den Bereich des wissenschaftlichen Mainstreams aufgenommen worden. So gibt es inzwischen zahllose Studien mit Affen, Delfinen, Elefanten und Raben, die gezeigt haben, dass auch nichtmenschliche Lebewesen zu erstaunlichen Reflexionsleistungen fähig sind. Als Meilenstein gilt ein Experiment, das der amerikanische Psychologe Gordon Gallup 1970 durchführte. Er hatte einem im Narkoseschlaf befindlichen Menschenaffen einen Farbfleck auf das Gesicht gemalt. Kaum hatte dieser sich nach dem Erwachen im Spiegel entdeckt, fing er an, sich selbst zu reinigen und nicht etwa das Spiegelbild, was auf eine gewisse Bewusstseinsstufe schließen lässt.

Ähnliches ließ sich unlängst sogar für die nur 5 Zentimeter großen Putzerlippfische nachweisen. Man hatte ihnen eine braune Markierung auf die Brust gepinselt und einen Spiegel im Aquarium montiert. Für den Beobachter unübersehbar hatten sie daraufhin begonnen, die betroffene Körperpartie am Boden zu reiben, ganz offenbar, um die Farbe wieder runterzubekommen. Zudem schwammen sie zwischendurch immer wieder zum Spiegel, um den Erfolg ihres Tuns zu überprüfen und dann wieder mit den Reinigungsversuchen fortzufahren. Ein solches Verhalten war bei dieser tropischen Art nie zuvor beobachtet worden. Es zeigte sich auch bei der Kontrollgruppe nicht, die ebenfalls einen Spiegel erhielt, aber nicht eingefärbt worden war.

Nicht weniger aufsehenerregend sind die Ergebnisse der Verhaltensforschung an Walen. Schon seit langem weiß man, dass sich die größten Säugetiere über akustische Signale verständigen, und das – wie im Fall der Blauwale – so laut, dass sie über hunderte von Kilometern zu hören sind. Als wahre Meister der Kommunikation haben sich inzwischen aber die Buckelwale erwiesen, die unter der Meeresoberfläche regelrechte Gesänge anstimmen. Basierend auf Tonfolgen, die einige Sekunden dauern, werden eine Art Strophen gebildet, die zwei bis vier Minuten wiederholt werden. Mehrere dieser Sequenzen ergeben dann ein Lied,



das etwa zwanzig Minuten lang ist – kein mechanisches Abspulen genetisch verankerter Lautgebilde, sondern eine freie Komposition, wenn man ein Wort aus der Musiktheorie verwenden will. „Die Lieder der Buckelwale gelten als die komplexeste Form der Kommunikation, die es im Tierreich gibt,“ versichert der Meeresbiologe und Walschützer Fabian Ritter.

Auch die naheliegenste Erklärung für dieses Verhalten ist bereits vom Tisch: dass es sich einfach nur um eine besonders virtuose Form der Partnerwerbung handelt. Die Tiere singen nämlich auch außerhalb der Paarungszeit, unterwegs auf ihren weiten Wanderungen durch den Ozean. Alles deutet darauf hin, dass eine Population von Walen sich auf diese Weise mit anderen per Gesang austauscht. Besonders erstaunlich: jedes Jahr werden ganz neue Tonfolgen produziert, die dann für alle Teilnehmer der Gruppe verbindlich werden, aber eben nur für diese Saison. Dabei folgen diese Veränderungen keinem festliegenden Muster, Gründe und Logik des Themenwechsels bleiben rätselhaft. Fast scheint es, als würden die Tiere ihr Repertoire ändern, weil sie des alten überdrüssig sind, weil auch das schönste Lied seinen Reiz verliert, wenn man es allzu oft intoniert. Womöglich probieren sie genau dann, wenn ihnen die bisherige Melodie nicht mehr gefällt, etwas neues aus, wobei sie Töne und Melodien anderer Populationen übernehmen und in die eigene Tonsprache einbauen, ohne diese vollends aufzugeben.

Von ‚Kultur‘ zu sprechen ist deshalb nicht übertrieben: Kultur im Sinne von Gewohnheiten und Fertigkeiten, die Mitglieder einer Lebensgemeinschaft von anderen Artgenossen unterscheiden, und die sie untereinander weitergeben, nicht etwa via Vererbung, sondern durch soziales Lernen. Voraussetzung einer solchen Kultur ist es, in komplexen sozialen Gefügen zu leben, in denen man sich gegenseitig als Individuum wahrnimmt, miteinander kommuniziert und kooperiert.

Ähnlich bemerkenswert sind die Ergebnisse einer Studie, von der die Fachzeitschrift *Science Advances* unlängst berichtete. Als Probanden dienten sieben Orang Utang-Mütter mit ihrem fünf bis neun Jahre alten Nachwuchs. Die Forscher verkleideten sich mit einem Tigerfell und näherten sich ihnen auf allen Vieren, um ihr Stressverhalten zu testen. Zu erwarten war das bei Primaten übliche Reaktionsmuster, dass die Gruppenmitglieder, die die herannahende Gefahr zuerst erkannten, sofort in lautes Warneschrei ausbrechen würden. Doch die

Affenmütter unterdrückten den Reflex, und taten das umso anhaltender, wenn ihre Kinder schon älter waren und ihnen deshalb schon ein hohes Maß an Selbständigkeit in der Risikoabschätzung zuzurechnen war. Laut wurden sie erst, als das vermeintliche Raubtier bereits wieder weg war. Die Deutung der Forscher: Die Mütter reagierten nicht mit dem zu erwarteten Verhaltensmechanismus, sondern wogen ab zwischen der Gefahr, die von den sich nähernden Raubkatzen ausgingen und der, die dadurch entsteht, dass man diese durch das Gekreische überhaupt erst auf sich aufmerksam macht. Abwägen heißt, einen intellektuellen Prozess in Gang zu setzen, eben nicht **instinktiv** zu reagieren, und deshalb keineswegs ein bloßes Reiz-Reaktionsbündel zu sein, das mit der Zuverlässigkeit eines Bio-Automaten funktioniert.

Besonders aufschlussreich ist es, dass die Primaten die brenzlige Situation erst kommunizierten, nachdem diese vorüber war. Mittels Sprache auf Ereignisse zu verweisen, die bereits vergangen sind, gilt als Privileg der menschlichen Kommunikation und ist Bestandteil aller gesprochenen Sprachen. Tieren hatte man solche Fähigkeiten bislang nicht zugetraut. Offenbar leben sie nicht in einer endlosen Gegenwart, sondern sind auch in der Lage, sich zur Vergangenheit ins Verhältnis zu setzen, zeigen also Merkmale, die bis vor kurzem als exklusiv menschlich betrachtet wurden.

Selbst die Disposition zu altruistischem Handeln ist inzwischen bewiesen: Schimpansen etwa werfen sich ins Wasser, um einen ihrer Angehörigen zu retten, obwohl sie gar nicht schwimmen können. In zweifelhaften Versuchen, bei denen ihren Artgenossen immer dann ein Stromstoß zugefügt wurde, wenn sie selbst sich Futter nahmen, zogen es die meisten Affen vor, zu verhungern, als den anderen ständig großes Leid zu bereiten.

Alles gut also? Sind wir auf dem besten Weg, unsere Überlegenheits-Position zu räumen, unsere enge Verwandtschaft mit den Tieren anzuerkennen. Stehen wir am Anfang eines Prozesses, in dem wir sie mit ganz anderen Augen zu sehen beginnen, sie als komplexe und empfindsame Individuen zu betrachten lernen? Ein Prozess der zunehmenden Achtung unserer Mitschöpfe, der unumkehrbar ist?

Ganz so schnell geht es vielleicht doch nicht. Auch wenn sich die Nachrichten von der Komplexität des tierischen Innenlebens über Funk-, Fernsehen und Internet massenhaft verbreitet haben: Die Mehrheit dürfte dazu neigen, die erstaunlichen Befunde als kuriose Einzelfälle wahrzunehmen, als Ausnahmen, die die Regel bestätigen – die Regel, dass Tiere

im Vergleich zum Menschen nur über eingeschränkte kognitive Fähigkeiten verfügen, nur ein reduziertes emotionales Innenleben haben und deshalb zuletzt nichts dagegen spricht, sie weiterhin in den Dienst unserer Interessen zu stellen, wenn man sie nicht quält jedenfalls. Und ganz abwegig ist diese Einschätzung ja auch nicht. Die präsentierten Forschungsergebnisse lassen jedenfalls stets mehr Fragen offen als sie beantworten.

Die Frage etwa, ob sich die intellektuellen und emotionalen Fähigkeiten bestimmter Arten auch auf andere Gattungen oder sogar auf die ganze Tierwelt übertragen lassen? Oder die, ob man wirklich einen Einblick in das Innenleben eines animalischen Individuums bekommen kann, wo dies doch nicht mal bei unseren Mitmenschen gelingt, so sehr wir uns auch in sie hineinzusetzen versuchen? Dass wir in dieser Hinsicht in absehbarer Zeit genauere Aufschlüsse erhalten werden, ist nicht zu erwarten. Auch wenn die Verfahren, Hirnströme und Hormonspiegel zu messen, weiter perfektioniert würden, wird es sich wohl nie ergründen lassen, wie es sich für einen Fisch anfühlt, mit seinem Spiegelbild konfrontiert zu werden. Er mag Fähigkeiten besitzen, die denen einer menschlichen Person ähneln, er bleibt aber ein Fisch – ein anderes Wesen, über dessen Formen der Selbstbeziehung wir nur spekulieren können. Freilich hat der Spiegeltest den guten Sinn, uns von der irrigen Meinung abzubringen, dass nur Menschen zu Reflexionsleistungen in der Lage sind. Versagt ein Tier bei dieser Versuchsanordnung, so erlaubt das aber nicht den Schluss, dass es kein Bewusstsein von sich selbst habe, sagt der renommierte Verhaltensforscher Frans de Waal. Das Sichererkennen im Spiegel zum Ausschlusskriterium aufzuspielen, heißt, im zweitausend Jahre alten Hierarchiemodell gefangen zu bleiben, heißt, die spezifischen Merkmale des Menschen zum Maßstab zu nehmen und die animalischen Lebensformen danach ein- und abzustufen. Es bedeutet, die Tiere insgeheim zu vermenschlichen, sie nach unserem Bilde zu betrachten, ihr letztthiniges Fremd- und Anderssein nicht wahrhaben zu wollen. Tiere sind aber keine Menschen mit Fell oder Flossen, ihr inneres Wesen bleibt unerforschlich, und auch die Analyse, wieviele ihrer Genome mit den unsrigen übereinstimmen, bringt nicht wirklich weiter. Welchen Wert hat die Erkenntnis, dass ein knappes Drittel unseres Erbguts mit dem der Bäckerhefe identisch ist? Heißt das, dass wir modellierte Hefe sind, oder dass die Hefe menschliche Eigenschaften besitzt?

Darüber hinaus ist ohnehin nicht zu bestreiten, dass die auch bei den Tieren festgestellten Fähigkeiten beim Menschen in einer einzigartigen Kombination auftreten und er zudem über eine Vielzahl von exklusiven Kompetenzen verfügt, die die Überzeugung von unserer evolutionären Spitzenposition immer wieder befeuern: Eine Sprache mit einer Grammatik etwa, die Fähigkeit zum Aufbau einer Sozialgesetzgebung, die Kunst Geräte zu ersinnen, die – einmal in Gang gesetzt – ganz alleine weiterarbeiten. Nicht zu vergessen die Begabung, abstrakte Ideen zu entwickeln und danach zu handeln, ein so erstaunliches wie doppelgesichtiges Vermögen: kein Tier kann die Mitglieder seiner Gruppe davon überzeugen, einen Krieg gegen eine weit entfernt lebende Sippe zu führen, weil diese anders aussieht oder andere Götter anbetet. Kein Tier ist in der Lage, eine Ethik für den Umgang mit anderen Arten zu entwickeln - mit solchen etwa, von denen es sich bislang zu ernähren pflegte. Und kein Tier ist wie der Mensch imstande, seine Wünsche und Bedürfnisse zu **rechtfertigen**, den eigenen Egoismus mit Argumenten zu untermauern, seiner natürlichen Umwelt gegenüber Ansprüche zu stellen, denen diese mangels Fähigkeit zur Gegenrede nichts entgegensetzen kann.

Das heißt: Wie viele Ähnlichkeiten zwischen menschlichen und nichtmenschlichen Lebewesen die Forscher in Zukunft noch finden werden, es werden auch genug Unterschiede übrig bleiben. Oder anders gesagt: Wenn eine an die menschliche Alleinwichtigkeit gewöhnte Gesellschaft ihren Respekt für nichtmenschliches Leben gering halten will, wird sie stets fündig werden und sich mit immer subtileren Differenzierungen zu helfen wissen. Und selbst wenn dereinst der Nachweis gelänge, dass Lebewesen aller Arten ein dem menschlichen verwandtes Selbstbewusstsein besäßen, wäre damit nicht viel gewonnen. Denn was folgt denn für unseren Umgang mit ihnen, wenn erwiesen wäre, dass es sich in jedem Fall um ein eigenständiges, komplexes und empfindsames Individuum handelt? Dass Tiere den Status von Personen bekommen müssen? Auch Nacktschnecken, Stechmücken, Viren? Dass wir die seit ewigen Zeiten in unserem Dienst stehenden Nutztiere sofort frei lassen müssten, sie keinesfalls töten und essen und nicht einmal als Lieferanten von Eiern, Milch und Honig nützen dürften? Dass wir vielleicht sogar die Pflanzen als Nahrungsmittel ausschließen sollten, weil auch sie ein tiefes Bedürfnis spüren, nicht geerntet und verspeist zu werden?

Zudem bliebe das Problem, wie sich aus den neu gewonnenen Einsichten ein adäquater Verhaltenskodex destillieren ließe. In Deutschland ist der Tierschutz 2002 zwar ins Grundgesetz aufgenommen worden, anwenden lässt er sich aber allenfalls für einige der sogenannten ‚höheren Tiere‘ – über den Kunstgriff menschlicher Treuhänder, die in ihrem Namen das Wort ergreifen und doch niemals ihre direkten Sprachrohre sein können. So hat die Tierschutzorganisation PETA vor Kurzem eine Verfassungsbeschwerde eingereicht – mit dem Argument, die massenhafte betäubungslose Kastraktion männlicher Ferkel widerspreche ihrem Grundrecht auf körperliche Unversehrtheit. Die grausame Prozedur muss hier gar nicht im Detail beschrieben werden. Es ist nicht schwer sich vorzustellen, dass Tiere sich über ihre Peiniger beklagen würden, wenn sie in der Lage wären, unsere Sprache zu sprechen.

Der Bundestag hat bereits 2013 entschieden, dass diese Praxis beendet werden muss, die Umsetzungsfrist aber auf 2017 gesetzt und dann immer wieder verlängert, zuletzt auf das Jahr 2021. Möglich wurde die für die PETA nur schwer erträgliche Verzögerung dadurch, dass nach der Logik unseres Rechtssystems Tiere nach wie vor als Sachen betrachtet werden und in Bezug auf den Tierschutz eine Abwägung der Ansprüche vorgesehen ist, die Bedürfnisse der Tiere also mit denen der Schweinemäster gegengerechnet werden dürfen. Den von einer mächtigen Lobby vertretenen Tierhaltern und Fleischproduzenten erschien der Aufwand und die Kosten für die Betäubung als einfach nicht zumutbar, sodass im Moment noch immer jedes Jahr 20 bis 25 Millionen Ferkel diese Qualen aushalten müssen. Dazu kommt, dass die Gerichte bei Vergehen gegen das Tierschutzgesetz ausgesprochen lax reagieren. Mehrere rechtswissenschaftliche Studien beweisen, dass solche Verstöße als Bagatelldelikte behandelt und nur in den seltensten Fällen überhaupt bestraft werden. Für ein Rechtsverständnis, das die wirtschaftlichen Interessen als mindestens so relevant betrachtet wie die gesetzlich verbürgten Tierrechte, bleibt die Vermeidung unnötiger tierischer Leiden ein Argument unter vielen. Darüber kann man sich mit Recht empören. Andererseits dürfte es kaum möglich sein, auf ein Rechtssystem umzustellen, das zwischen Mensch und Tier keinen Unterschied mehr macht. Da es ausschließlich für Einzel- und Rechtspersonen konzipiert ist, macht es auch nur dort wirklich Sinn. Nicht abwägender, sondern kategorischer Natur, schließen die Menschenrechte eo ipso aus, dass die Interessen der Sklaven mit denen der Sklavenhalter verrechnet werden. Ein Fehlverhalten wäre hier mit sofortiger Wirkung einzuklagen. Ein analoger Gesetzespassus, der die vollständige Unantastbarkeit der tierischen Würde proklamiert, wäre

hingegen absurd. Allen Lebewesen ein Grundrecht auf Leben zuzusprechen würde nicht nur mit den Grundlagen der Jahrtausende alten Domestizierungsgeschichte kollidieren, sondern auch mit den Spielregeln jedes Ökosystems. In letzter Konsequenz müssten dann auch die Mäuse vor den Katzen, die Fische vor den Fischreihern und die Mücken vor den Vögeln geschützt werden.

Trotz all dieser Hemmnisse, Ambivalenzen und Aporien besteht aber kein Zweifel daran, dass in den letzten Jahren einige Bewegung in die Sache gekommen ist. Wie groß das Interesse an den komplexen Vorgängen in der Tier- und Pflanzenwelt inzwischen ist, zeigen allein schon die Entwicklungen auf dem Buchmarkt: „Das geheime Leben der Bäume“, das 2015 erschienene Buch des Försters Peter Wohlleben stand Monate lang auf der Spiegel-Bestsellerliste, ist inzwischen in der 37. Auflage erschienen und kürzlich sogar verfilmt worden. Dabei ist es nicht die einzige Publikation, die sich solch ungewöhnlichen Fragestellungen widmet. Stapelweise liegen sie heute auf den Tischen der Buchläden, Titel wie: „Die Wurzeln der Welt“, „Was Fische wissen“, „Das verborgene Leben der Meisen“, „Die Weisheit der Wölfe“ oder „Die verborgene Seele der Kühe“.

Noch in den 1980er- und 1990er Jahren hätten die Literaturagenten der größeren Verlage müde abgewinkt, wenn man ihnen solche oder ähnlich betitelte Manuskripte angeboten hätte. Damals hatte auch niemand gedacht, dass die eigentliche Karriere des Tierfilms im Fernsehen noch bevor stand, dass „Landlust“ zu einer der auflagenstärksten Zeitschriften aufsteigen würde und dass es mittlerweile mehr als ein Dutzend weiterer Journale gibt, in denen Monat für Monat das Leben am Busen der Natur beschworen wird. Nicht zu vergessen die Konjunktur des sogenannten ‚nature writing‘, das aus dem angelsächsischen Raum auf den kontinentalen Literaturbetrieb übergeschwappt ist, sichtbar auch an den Neuübersetzungen der englischen und amerikanischen Klassiker aus den sechziger und siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts. Unter dem missverständlichen Namen ‚Naturkunden‘ widmet der Berliner Matthes und Seitz-Verlag der hierzulande so lange übersehenen literarischen Gattung jetzt sogar eine eigene Reihe. Beim nature writing handelt sich um literarische Versuche, sich den Phänomenen der Natur zu nähern, ohne sie zu romantisieren oder zu vermenschlichen. Was passiert da? Handelt es sich lediglich um kleine Fluchten aus der Wirklichkeit, um Selbsttäuschungsmanöver, gar nur um private Gewissensberuhigung, einen leicht

durchschaubaren Versuch, sich mit den eigenen Widersprüchen auszusöhnen? Oder handelt es sich um Anzeichen einer echten Neuorientierung in der Frage des menschlichen In der Welt Seins, um einen Kurswechsel in der Selbst- und Naturwahrnehmung? Um ein Umdenken, das nicht nur den Umgang mit unseren Nutztieren verändern könnte, sondern auch den mit der Natur insgesamt und damit auch mit uns selbst, mit dem Tier, das wir selbst sind?

Völlig auszuschließen ist das nicht. Der Glaube, dass uns das Leid, das die Wohlstandsgesellschaft unseren Mitgeschöpfen antut, nichts angeht, befindet sich wohl tatsächlich in einem Erosionsprozess. Um das zu erkennen, genügt heute ein Blick auf die Speisekarten der Gasthäuser, gleich ob in der Stadt oder auf dem Land. Selbst bei den berüchtigten Fast Food-Ketten, in denen lange Jahre neben Salat fast nur Fleischvariationen auf den Tisch kamen, ist der Veggie-Burger nicht mehr wegzudenken. Zum gesellschaftsfähig gewordenen Vegetarismus, zu dem sich in Deutschland bereits jeder fünfzehnte bekennt, addiert sich nun auch noch der Veganismus, bei dem alle Nahrungsmittel verweigert werden, die auf einer Indienstnahme der Tiere fußen, selbst der Genuß von Honig.

Welch überwältigende Karriere der Veganismus in diesen Tagen macht, zeigt sich schon daran, dass der Börsenwert des US-amerikanischen Start-up-Unternehmens ‚Beyond Meat‘ in rund drei Monaten von 1,5 Milliarden auf 13,4 Milliarden gestiegen ist – absolut beispiellos. Als Lidl die aus Fleischersatzstoffen bestehenden Burger ins Sortiment nahm, waren sie in einer Viertelstunde ausverkauft – restlos, in allen Filialen des Landes. Dabei ist der radikale Verzicht auf das Konsumieren tierischer Produkte wohl nur die Spitze des Eisbergs, hat sich die Abscheu für Massentierhaltung, tagelange Tiertransporte und industrielle Schlachthanlagen längst auf große Gesellschaftsgruppen ausgedehnt. Jedenfalls wüssten aktuellen Umfragen zufolge immerhin vier von fünf Deutschen gerne, ob ihre Steaks und Würste aus tierfreundlicher Haltung stammen. Ob das den verbleibenden zwanzig Prozent tatsächlich ganz egal ist, oder ob sie es aus Gründen des Selbstschutzes einfach nur nicht wissen **wollen**, muss dahingestellt bleiben. Fragen des Tierwohls seien in den Fokus einer medialen und gesellschaftspolitischen Debatte geraten, konstatiert ein Funktionär eines großen deutschen Landwirtschaftsverbands: „So hoch wie jetzt war das Interesse der Menschen an landwirtschaftlichen Themen noch nie, insbesondere im Zusammenhang mit der

Haltung von Nutztieren.“ Die Gunst der Stunde nutzend schaltet der irische Butter-Gigant Kerrygold hierzulande nun ganzseitige Anzeigen, in denen er mit artgerechter Haltung wirbt - mit kleinen, freilaufenden Herden und Kühen, denen keine Turbo-Euter angezüchtet wurden. Noch vor zwei Jahren wäre eine solche Kampagne undenkbar gewesen. Tierschutz ist zu einem schlagenden Verkaufsargument geworden. Wer anständige Zucht- und Haltungskonzepte verspricht, erhöht seine Umsätze (freilich auch dann, wenn er Etikettenschwindel betreibt und das Versprochene gar nicht einlöst!). Folgerichtig hat sich auch die Politik mit der Zertifizierung tierischer Lebensmittel zu beschäftigen begonnen. Sich auf die langwierigen Entscheidungsprozesse der EU ausredend, ist das hierzulande seit langem diskutierte Tierwohllabel allerdings nur auf freiwilliger Basis eingeführt worden. Einzelhändler, die das wollen, können ihren Kunden also verraten, ob die Ware von Betrieben stammt, in denen einem Mastschwein nach wie vor nur ein Dreiviertelquadratmeter Bewegungsraum zugestanden wird, oder etwas mehr. Die Großen der Branche tun dies bereits, nicht weil sie sich plötzlich auf die Seite der Tierschützer geschlagen hätten, sondern weil sie mit einer realen Nachfrage konfrontiert werden; weil immer mehr Menschen die Vorstellung unangenehm ist, ihren kulinarischen Genuss mit offensichtlicher Tierquälerei erkaufte zu haben; weil eine Diskussion in Gang gekommen ist, die den Fleisch- und Wurstfabrikanten gefährlich werden könnte.

Warum aber gerade jetzt? Im Grunde war das, was hinter den verschlossenen Toren der Zucht- und Schlachthanstalten passiert, doch schon seit langem bekannt. Trotz der gelegentlichen Horrormeldungen über Rinderwahnsinn, Vogelgrippe und dergleichen konnten sich die entsprechenden Agrarunternehmen bislang prächtig entwickeln, Billigfleisch und Farbstoffwurst war in aller Munde und niemand hatte sich aufgeregt, abgesehen von jener kleinen Minderheit, die gerne als militante Tierschützer belächelt wurde. Genauso wenig sind die tagelangen Tiertransporte eine Erfindung der letzten Jahre. Unter dem Einfluss der Agrarlobby haben sich die EU-Politiker immer schon auf die Seite der Großproduzenten gestellt und damit den gnadenlosen Preiskampf angestachelt, der für das Schlachtvieh fatal ist. Bemühungen um ein länderübergreifendes Kontrollsystem, das die Einhaltung der festgelegten Mindeststandards sicherstellt, sind nach wie vor nicht zu erkennen. Warum ist



klar: Würden die animalischen Morituri den Vorschriften gemäß unterwegs anständig gefüttert und auch mal ins Freie gelassen, wären die bis in die Türkei, den Libanon und nach Usbekistan führenden Transporte nicht mehr rentabel. Also darf man gar nicht kontrollieren, woran sich die Behörden der meisten EU-Länder dank ihrer chronischen Unterbesetzung auch halten, von denen der außereuropäischen Handelspartner gar nicht zu reden.

Was also mag passiert sein, dass in den letzten Wochen und Monaten kaum ein Tag verging, an dem große Zeitungen nicht mindestens einen Artikel brachten, der sich der Frage des Tierwohls oder der Biodiversität widmete? Dass fast zwei Millionen Bayern ihre Regierung per Unterschrift zu ernsthaften Artenschutzmaßnahmen zu zwingen versuchen? Woher die plötzliche Sympathie für Lebewesen, die die meisten von uns so lange vornehmlich unter kulinarischen Gesichtspunkten betrachtet hatten?

Eine einzelne und einzige Ursache für die erstaunliche Entwicklung ausmachen zu wollen, wäre natürlich naiv. Unterschiedlichste Faktoren dürften hier ineinanderspielen. Naheliegend ist zum Beispiel die medienpsychologische Erklärung: Wenn die Schreckensnachrichten nicht enden, funktionieren die üblichen Selbstberuhigungsstrategien irgendwann nicht mehr.

Schließlich weiß man aus geheim gemachten und ins Netz gestellten Videoaufnahmen, dass die fließbandartige Verarbeitung der betäubten Tiere in den heutigen Schlachtfabriken zuweilen so schnell vor sich geht, dass manches Tier noch bei Bewusstsein ist, wenn es schon mit Motorsägen in Stücke geschnitten wird. Inzwischen gingen auch Bilder um die Welt, die belegen, dass es den männlichen Kälbern, die das Pech haben in einem Großbetrieb der Milchviehindustrie das Licht der Welt zu erblicken, kaum besser ergeht als den männlichen Küken, die in der Geflügelindustrie direkt nach dem Schlüpfen millionenfach geschreddert werden. Weil die Stiere in spe partout keine Milch geben werden und sie aufgrund der Zugehörigkeit einer allein auf Euter gezüchteten Rasse zu wenig Fleisch für die Mast ansetzen, besitzen sie einen Marktwert zwischen einem und acht Euro. Am besten ist es da, sie verenden einfach in den ersten sieben Tagen ihres Lebens, in denen sie noch nicht gemeldet werden müssen. 200 000 neugeborene Kälber verschwinden in Deutschland auf diese Weise – so schätzt man - aus den Statistiken. Das Konfrontiertwerden mit solchen Praktiken könnte die in uns schlummernde Empathiefähigkeit zu neuen Leben erweckt haben, vorübergehend jedenfalls – die kurze Halbwertszeit medial erzeugter Empörung ist ja bekannt. Skeptiker glauben deshalb, dass es sich um einen Sturm im Wasserglas handelt und

bald alles wieder beim Alten sein wird, für die allermeisten zumindest. Und dass es der Fleischindustrie ohnehin genügt, wenn sie die kleiner werdende Gruppe der passionierten Fleischesser dazu bringen kann, sich immer größere Portionen auf den Teller zu laden. Eine zweite Deutungsmöglichkeit: Die Aufmerksamkeit gegenüber den Tieren ist gestiegen, weil Biomediziner ihre enge genetische Verwandtschaft bewiesen und Ethologen immer mehr Wissen über ihr Innenleben zusammengetragen haben, wodurch sich unsere Meinung über sie verändert, unser Horizont sich erweitert hat. Dass wissenschaftliche Erkenntniszugewinne nicht gänzlich folgenlos bleiben, lässt sich schwer bestreiten. Brauchte es aber wirklich einen wissenschaftlichen Beleg, dass die in Frage stehenden Nutztiere empfindende Wesen sind? Ist das nicht ohnehin jedem klar, auch ohne tragfähige szientistische Beweisführungen? Belehrt nicht auch schon der Volksmund die Kinder mit dem Merksatz „Quäle nie ein Tier zum Scherz, denn es fühlt wie Du den Schmerz“? Wenn es stimmt, dass viele Zeitgenossen sensibler geworden sind, so dürfte es kaum daran liegen, dass sie etwas verstehen, was sie bislang noch nicht verstanden hatten, wofür es also der Ergebnisse der einen oder anderen Wissenschaft gebraucht hätte.

Die dritte Erklärung: Gerade bei jüngeren Menschen hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, dass es einer ökologischen Wende bedarf, um unsere Lebensgrundlagen nicht völlig zu zerstören, und nun suchen sie verzweifelt nach einem Beitrag, den sie selbst zur Rettung vor der selbstverschuldeten Katastrophe leisten können. Die ältere Generation tut das mit akribischer Mülltrennung, die jüngere mit Veganismus.

Solche Erklärungen haben ihre Plausibilität, reichen für sich genommen aber kaum aus, die ausgebrochene Dynamik zu verstehen. Man wird deshalb wohl auch tiefergreifende gesellschaftliche Veränderungen annehmen müssen, auf deren Grundlage die Frage nach den Tieren eine neue Bedeutung bekommen konnte. Die so plötzliche wie vehemente Hinwendung zu unseren Mitgeschöpfen könnte Teil einer Entwicklung sein, die sich in den letzten Jahren eher im Verborgenen vollzogen hat - eine Entwicklung, die sich als Erschütterung des modernen Selbstverständnisses, als Bruch mit den Grundfesten unserer Kultur bezeichnen ließe. Das Interesse am Tierwohl, so könnte die entsprechende Hypothese lauten, verdankt sich einer um sich greifenden Verunsicherung, ist das Produkt eines zunehmenden Orientierungsverlustes, weniger hehrer Erkenntnis- und Bewusstseinsfortschritt also als Krisensymptom.

Die Ursachen dieser Krise sind jedenfalls unschwer zu konturieren: Der Fortschrittsglaube der 60er und 70er Jahre ist Geschichte, die zunächst begrüßte Beschleunigung aller Lebensvorgänge wird vermehrt als Überforderung erfahren, die Anfangsbegeisterung über Komfortgewinn und endlosen Konsum ist verpufft, auch wenn man nach diesem Strohalm im Ozean der neuen Unübersichtlichkeit nur allzu gerne greift. Besonders in den gebildeten Schichten besitzen die technischen Innovationen keinen metaphysischen Mehrwert mehr, gilt das Glücksversprechen der kapitalistischen Warengesellschaft als ein für allemal entzaubert. Darüber hinaus beginnt der beziehungslose, von körperlichen Auseinandersetzungen mit der Umwelt entlastete Alltag selber zur Last zu werden. Er wird als Verlust der Bodenhaftung spürbar - als Sinnverlust und Zukunftsangst. Der Soziologe Hartmut Rosa: „Wir stecken in der Situation eines rasenden Stillstands, in der die Steigerungsleistungen nicht mehr als Teil einer Fortschrittsgeschichte hin zu einer gestaltbaren Zukunft verstanden werden, sondern als Kampf gegen das Abrutschen in den Abgrund des Zusammenbruchs. ... Spätmodernen Menschen erscheint ihre Welt in paradoxer Verkehrung der Verfügbarkeitsverheißung als versteinert und entfremdet. Sie erfahren sich nicht als souverän Handelnde, sondern als ohnmächtig Erleidende.“

Kurz: Worin genau die Forderungen nach einem Paradigmenwechsel im Umgang mit unseren Nutztieren auch gründen, sie verdanken sich nicht nur journalistischen Enthüllungen, wissenschaftlichen Erkenntnissen und sonstigen *Bewusstseinsweiterungen*. Sie verdanken sich auch dem diffusen Gefühl, dass das zivilisatorische Programm der Emanzipation von der Natur gescheitert sein könnte – durch seinen überwältigenden Erfolg. Kleinlaut und verunsichert wenden wir uns nun dem zu, was jetzt noch Halt verspricht: die Natur.

Betrachtet man die Naturferne, in der die Menschen in den Industrienationen heute leben, so erscheint diese These ziemlich gewagt. Die Tiere sind jedenfalls auf zweifache Weise aus unserem Leben verschwunden. Einmal durch eine zivilisatorische Praxis, die immer mehr Arten aussterben lässt, und zum anderen, weil sie gerade in den Landstrichen, in denen sie massenhaft gezüchtet und verarbeitet werden, in fensterlosen Zuchtanlagen kaserniert und damit für die Öffentlichkeit unsichtbar geworden sind. Obwohl die Zahl der auf diese Weise gehaltenen und verbrauchten Nutztiere weiterhin steigt, begegnen diese uns fast nur noch folienverschweißt, in portionsgerechten Stücken an der Fleischtheke, in Tetrapacks mit dem

Schwindeletikett ‚Bergbauernmilch‘, oder in Heimatfilmen, Reisereportagen und Kinderbüchern.

Zu den Zeichen der Zeit gehört außerdem, dass sich kein kleiner Teil der Zeitgenossen zur Befriedigung ihres angeborenen Bewegungsdrangs in kaum weniger abgeschirmte, vollklimatisierte und mit Kunstlicht ausgeleuchtete Fitness-Studios zurückzuziehen pflegt, in geschlossene Einrichtungen, in denen das einzige Stück Natur, unser eigener imperfektibler Körper, mit Hilfe von Maschinen optimiert, selber zur Maschine, zu einem Produkt werden soll – getragen von der verwegenen Hoffnung, man könne der gespürten Leibentfremdung mit noch mehr Entfremdung beikommen. Wie also sollte eine Beziehung zur natürlichen Umwelt aufgenommen werden, wenn das unter freiem Himmel-Sein zumeist auf die kurzen Wege von und zum Auto beschränkt bleiben? Und vor allem, wenn wir uns in der verbleibenden Freizeit zunehmend in virtuellen Paralleluniversen aufhalten, in denen naturgemäß nichts Lebendiges vorkommen kann?

Andererseits gibt es aber auch einige unübersichtbare Indikatoren für den Wandel, hierzulande zumindest: Der Wanderboom etwa, oder der des Radfahrens. Hätte man Mitte der neunzehnhundertachtziger Jahre prophezeit, dass es innerhalb von zwei Dekaden an jedem deutschen Fließgewässer einen durchgehenden, straßenentflochtenen Radweg geben würde und dass dort jährlich drei Millionen Deutsche mit vollgepackten Gepäcktaschen unterwegs sein würden, man wäre für einen Tagträumer gehalten worden. Damals waren Zeitgenossen, die die Mühen der Selbstbewegung durch die Natur auf sich nahmen, als Masochisten und Sonderlinge belächelt worden, als Fortschrittsverweigerer, die die Entlastungen durch Technik nicht zu würdigen wussten und die Zeit zurückdrehen wollten. Inzwischen ist es aber gesellschaftsfähig - das Bedürfnis nach intensiven Selbst- und Naturerlebnissen - nach einem Austausch mit den Elementen, bei dem – wie Nietzsche sagen würde – „auch die Muskeln ein Fest feiern.“ Nach der aktuellen Studie der ‚Forschungsgemeinschaft Urlaub und Reisen‘ ist für jeden zweiten Deutschen das Naturerlebnis das wichtigste Urlaubsmotiv. Und im Segment der Wanderer und Radler steht dieses immer an erster Stelle, weit vor Sport, Geselligkeit und Gesundheit. Mit Reisen, die keinerlei Anteil an körperlicher Eigenaktivität haben, kann man gerade auch in wohlhabenden und gebildeten Kreisen kaum noch Eindruck machen. Die

Alpenüberquerung per Pedes gehört seit Jahren zu den Rennern im Tourismusgeschäft – in nahezu allen gesellschaftlichen Schichten.

Kein Zweifel, dass es für viele dieser Aktivurlauber vor allem um ein körperliches Sichauspowern geht, mit dem man sein Ich zu stabilisieren versucht, und die durchquerte Natur nur noch Staffage ist. Kein Zweifel auch, dass solche Unternehmungen lustgesteuert sind. Zugleich verweisen diese aber auch auf eine Not: auf das Gefühl eines eigentümlichen Abgetrenntseins, auf die schmerzliche Beziehungslosigkeit des Büromenschen und Stubenhockers, der sein Dasein in immer steriler werdenden Umgebungen fristet, in denen er sich nicht mehr berührt und im Vollsinn lebendig erfährt. So groß die praktischen Vorzüge eines Lebens auch sein mögen, bei dem man vor allem auf rechteckige Leuchtflächen schaut und dabei allenfalls ein paar Finger bewegt, die damit verbundene Lebensform wird auch als Entzug wirklicher Erfahrungen, als große Leere empfunden. Eine Leere, bei der der eigene Leib einem zunehmend wie ein freischwebender Fremdkörper erscheint, von dem man sich mehr bedroht als getragen fühlt. Einerseits brauchen wir das angeborene Instrumentarium unseres analogen Körpers im Alltag der medial vernetzten Welt kaum noch, weder für die Arbeit noch für die Fortbewegung, andererseits sind wir auch nicht in der Lage, seiner kreatürlichen Schwerkraft zu entkommen. In erster Linie gilt das in Bezug auf die körperlichen Verfallserscheinungen, unser Alt- und Krankwerden. Es gilt aber auch im Blick auf die Stoffwechselfvorgänge: über die Nahrungsaufnahme bleiben wir an die uns fremder und fremder werdende Welt da draußen gebunden, ob wir wollen oder nicht. Verunsichert den multimedial sozialisierten Zeitgenossen schon der Gedanke an die Tatsache seiner irreduziblen Fleischlichkeit, dann tut dies die Vorstellung andere Körper zu essen erst recht. Der kategorische Verzicht auf Fleisch zeigt womöglich nicht nur, dass der Veganer gesund bleiben möchte und ihm das Wohl der Tiere am Herzen liegt. Er zeigt auch, dass ihm das Leben insgesamt unheimlich geworden ist, ihm die *Conditio Humana*, in der es Schmerz, Krankheit und Tod gibt, Angst zu machen beginnt, dass er sich nach einem Dasein sehnt, das so schwerelos, schmerzfrei und aseptisch ist wie der Aufenthalt im Universum der digitalen Simulationen. Die Rigorosität, mit der heute auf bestimmte Nahrungsmittel oder einige ihrer Bestandteile Verzicht geleistet wird, macht den Grad der Verunsicherung und der Entfremdung deutlich. Sie macht deutlich, dass die Natur wieder in den Blick geraten ist, man

zugleich aber nichts mehr fürchtet als sich auf sie wirklich einzulassen. Oder kurz: Dass sich die Tierwohldiskussion weniger aus einer gewachsenen und gelebten Empathiefähigkeit speist, denn aus der Sorge um sich selbst.

Alles andere wäre allerdings auch ein Wunder. Nicht, weil **der** Mensch nun mal so ist, dass er sich immer nur für sich selbst interessiert, sondern weil der Mensch, wie wir ihn kennen, das Produkt einer zweitausendjährigen Kulturgeschichte ist, in der die sichtbare Welt mit ihren zahllosen Formen und Lebewesen niemals die zentrale Orientierungsgröße war, vielmehr als Ort der Unvollkommenheit und der falschen Verführungen galt. Was unter der Jahrhunderte langen Vorherrschaft des christlichen Weltbildes zählte, war nicht die Vielstimmigkeit der Natur, sondern das eine **Wort**, die Stimme Gottes, die in einer uns verständlichen Sprache spricht, weil sie ausschließlich an uns, seine vermeintlichen Ebenbilder gerichtet ist - eine Stimme, die die irdischen Stimmen unhörbar macht und machen soll. Weghören- und Wegsehen gehörte für Kirchenvater Augustinus zu den obersten Pflichten eines Christenmenschen, jede Art der Hinwendung zu den Schönheiten der materiellen Welt galt ihm als Sünde.

Vorchristliche Alpenbewohner hatten an ihren Kultplätzen noch den Gestirnen gehuldigt - unter freiem Himmel. Die christliche Missionare des fünften und sechsten Jahrhunderts übernahmen alle diese Orte und überbauten sie mit festen Gebäuden, den Kirchen, in deren Innerem von der realen Außenwelt nichts mehr zu sehen und zu hören war. Die Mächte der Natur waren nun gebannt, zugleich war aber auch der Grundstein für die moderne Naturbeherrschung gelegt. Die technische Macht, die Natur zu unterwerfen, war noch außer Reichweite, für die Kulthandlungen konnte man sie aber schon mal aus dem Blick schaffen! Unser Planet und der Kosmos, in den er eingebettet ist, galten fortan nicht als letzte Heimat und primärer Referenzpunkt, sondern als Nebenschauplatz einer allein auf den Menschen bezogenen Heilsgeschichte, oder – später – nachdem die Lehren Calvins dem Kapitalismus den Boden bereitet hatten, als Selbstbedienungsladen, in dem sich als gottgefällig erwies, wer monetären Reichtum akkumulierte.

Aber ist die religiös motivierte Geringschätzung der realen Welt nicht längst Geschichte? Ist die Natur nicht schon vor zweihundert Jahren positiviert worden, von Rousseau und von den Romantikern? Und leben wir nicht seit langem im Reich des Profanen, in dem das

theologische Koordinatensystem keine Gültigkeit mehr besitzt? Oberflächlich betrachtet - ja! Aus der Kirche auszutreten heißt aber noch lange nicht, in ein offenes Verhältnis zur uns umgebenden Welt zurückzukehren. Hartmut Rosa hat deshalb Recht, wenn er der gegenwärtigen Gesellschaft die Aufnahme sogenannter Resonanzbeziehungen empfiehlt, einen wechselseitigen Austausch zwischen Mensch und Umwelt, der nicht auf Herrschaft zielt. Und er hat Recht, wenn er in der entgegengesetzten, auf Autonomie und innere Unberührtheit fixierten Grundhaltung moderner Technokratien eine spirituelle Dogmatik entdeckt: „Der moderne Souverän beansprucht die territoriale Souveränität, d.h. die Kontrolle über einen ‚Lebensraum‘, der nicht nur sozial, sondern immer auch materiell geformt und bestimmt ist. Souveränität bedeutet auch, über die Natur und ihre Ressourcen, über Berge, Flüsse, Täler, Wasser, Sonne und alles, was sie bergen, autonom und rational zu verfügen.“ Diese der materiellen Welt jedes Eigenrecht absprechende Haltung ist folglich nicht das Zeichen der nüchternen Vorurteilslosigkeit, für die sie sich hält. Sie hat geradezu religiöse Züge, den Status eines Glaubensbekenntnisses, das seine Gültigkeit längst noch nicht verloren hat. Zudem steht die auf christlichem Auserwähltheitsdenken aufruhende Naturbeherrschungsdoktrin auch deshalb nicht einfach zur Disposition, weil sie sich in marktwirtschaftlichen Gesetzen und politischen wie auch juristischen Institutionen materialisiert hat, die kein kollektives Umdenken so schnell beseitigen kann.

Alle Mühen also vergeblich? Ist uns der achtsame Umgang mit unserem Heimatplaneten auf ewig verstellt? Werden wir diesen, zumindest unsere Lebensgrundlagen zerstören, die Atmosphäre bis zum Klimakollaps aufheizen, Wasser und Böden weiter vergiften - auch und gerade mit den Nitraten aus der Massentierhaltung. Werden wir die Meere übersäuern, vermüllen und leerfischen, noch mehr Arten ausrotten als die eine Million, die wir in den letzten fünfzig Jahren schon ausgerottet haben?

Das ist zwar wahrscheinlich, aber weit davon entfernt, sich mit der Unabänderlichkeit eines Naturgesetzes zu vollziehen. Auch wenn dies die Geschichte des Abendlands auf den Kopf stellen würde, es bleibt denkbar, dass wir wieder Ausschau nach dem halten, was uns mit der irdischen Welt verbindet, uns wieder an dem zu orientieren beginnen das übrig bleibt, wenn die kulturspezifischen Verblendungen verloschen sind: das Reich der Natur, mit dem wir in einer unauflösbaren Beziehung stehen, nicht weil es von Lebewesen bevölkert ist, die uns

gleichen und die sich uns gegenüber verständlich machen, sondern weil unsere ideologischen Scheuklappen durchlässig werden, wir der Arroganz jener abendländischen Ratio zu misstrauen beginnen, die alle anderen Stimmen zum Schweigen bringt – weil wir uns nicht länger taub stellen für das, was von der äußeren und inneren Natur an uns herandrängt, wenn wir es nicht unter den Zugriff des Besitzens und Verstehens nehmen. Es mag hochgradig utopisch klingen, ist aber nicht grundsätzlich auszuschließen, dass wir uns zunehmend wieder als Teil jener Welt wahrnehmen, die uns hervorgebracht hat und zu der wir zuletzt auch zurückkehren - die Welt, in der wir und von der wir leben. Immerhin hat jetzt sogar die Theologie begonnen, ihren einseitigen Menschenbezug aufzugeben. Der promovierte Jesuitenpater Rainer Hagencort meint jedenfalls, dass die von der klassischen Theologie hartnäckig ignorierten Tiere endlich wieder als Teil der christlichen Heilsgeschichte begriffen werden müssten – passend zur 2015 erschienenen Enzyklika von Papst Franziskus, die von einem Himmelreich spricht, in dem Menschen und Tiere gleichermaßen und gleichberechtigt Platz finden.

Ein postindustrielles Zurück zur Natur? Bei gleichzeitigem ungebremstem technischen Fortschritt? - Hört sich geradezu verrückt an: Gegen die Eigendynamiken der kapitalistischen Wachstumsgesellschaft und ihre mächtigen Lobby-Verbände scheint ja kein Kraut gewachsen. Auch wenn es ein höchst sympathische Idee ist, die in Vergessenheit geraten Resonanzbeziehungen mit neuem Leben zu füllen – wer wäre naiv genug zu glauben, dass sich ein solch sinnlich-affektiver Austausch zwischen Mensch und Natur einfach wieder herstellen ließe?

Dass wir unseren Mitgeschöpfen wieder räumlich und emotional näher kommen, ist in einer hochkomplexen, arbeitsteiligen und speziezistisch vorbelasteten Gesellschaft in der Tat nicht sehr wahrscheinlich. Womöglich kommt der nötige Anstoß aber von dort, wo man ihn gar nicht erwartet hätte: vom unabweisbaren Gefühl des Selbstbedrohtseins. Wenn uns das Reich der Pflanzen und Tiere heute nähertritt, dann wohl vor allem über diesen Umweg: Durch das Unwohlsein in der eigenen Haut, durch die Ahnung, dass das Artensterben nicht nur ein Problem für die betroffenen Lebewesen ist, sondern auch uns selbst betrifft, unser eigenes Überleben in Frage stellt. Das Moment des Wissens und der Tatsachen ist dabei sekundär, es gibt keinen Beweis, sondern nur die unheilvolle Ahnung, dass, was heute den Vögeln passiert, morgen uns passieren könnte. Unter den Gefährdungsszenarien der Gegenwart **spüren** wir



wieder, in welcher elementarer Weise wir verbunden sind mit der außermenschlichen Natur, die unsere Kultur so lange als etwas Fremdes, Äußeres zu begreifen pflegte.

Es könnte also sein, dass der abendländische Mensch unter dem Druck der Verhältnisse zu erkennen beginnt, was er tief in seinem Inneren schon immer geahnt hat, aber nicht wahrhaben durfte: dass für uns die mit den Tieren und Pflanzen geteilte Welt maßgeblich ist, und nicht die Welt, die wir darüber gebaut haben und auf die wir viel zu lange so stolz waren.